

Predigt am 17. September 2017

14. Sonntag nach Trinitatis - Miriamsonntag

Predigttext: Matthäus 15,21-28

Wo das Reden Mut verlangt



Liebe Gemeinde,

sicher habt Ihr es schon entdeckt, das selbstgebastelte Gefäß, das hier neben dem Altar steht und in seiner dreieckigen Form wie eine überdimensionale Pommies-Tüte wirkt. In großen Buchstaben steht das Motto des heutigen Miriamsonntags darauf: **Wo das Reden Mut verlangt! Über sich hinauswachsen!**

Aus dem Gefäß ragt sogar etwas heraus. „Grünzeuges“, wie der „versierte Botaniker“ sagen würde. Die „Gärtner“ aber unter uns würden selbstverständlich sofort mit Kennerblick den „Bambus“ sehen. Da scheint wohl einer den „Grünen Daumen“ gehabt zu haben. Was mag es wohl mit dieser Tüte auf sich haben? Um das zu erfahren, ist noch ein wenig Geduld nötig. Uns soll jetzt erst einmal die Aufschrift beschäftigen:

Wo das Reden Mut verlangt! Über sich hinauswachsen!

Und da brennt mir doch sofort eine Frage unter den Nägeln. Entschuldigt bitte meine Neugier: „Aber sagt mal, wie ist das eigentlich bei Euch? Habt Ihr auch schon solche wortreichen „Mutproben“ in Euren Leben bestehen müssen? Und? Wie sind sie ausgegangen? Etwas besser als Ihr erwartet habt?“

Also, mir ist da neulich was ganz Seltsames passiert. Das muss ich Euch unbedingt erzählen:

Es war an einem Mittwochmorgen. Im Altenheim St. Laurentius hier in Elmpt sollte Gottesdienst sein! Ich war an der Reihe und zeitig vor Ort. In der Kapelle war noch einiges vorzubereiten. Als ich durch die Tür der Sakristei in den Gottesdienstraum ging, war ich ganz erstaunt, dass dort schon eine Dame im Rollstuhl war. Neben ihr, fast ein bisschen versteckt, saß auf einem der Stühle ein Mann. Er hielt ihre Hand. Ich kannte die beiden noch nicht persönlich, aber für mich sahen sie nach einem Ehepaar aus. Erfreut ging ich auf die beiden zu. Noch bevor ich sie richtig begrüßen konnte, sagte der Mann zu mir: „Geben Sie sich keine Mühe! Wir sind gleich hier weg!“ „Ja“, habe ich gesagt, „es dauert ja auch noch eine Weile bis der Gottesdienst anfängt. Es ist klug von Ihnen bis zum Beginn noch ein wenig spazieren zu gehen.“ Uijujui, ganz schlechter Ansatz von mir. Mich traf ein eisiger Blick und dann sagte der Herr mit strengem Gesicht: „Nein! Wir kommen nicht zum Gottesdienst. Ich habe die Nase voll von all den komischen schwarz angezogenen Typen da vorne!“ Er deutete mit der Hand auf noch leeren Altarraum. „Wenn ich die schon sehe! Da bin ich lieber mit meiner Frau weg, bevor eine von den Typen kommt!“

„Zu spät!“ habe ich gesagt. „So eine komische schwarz angezogene Type steht gerade, im Moment noch in Zivil, vor Ihnen und würde sich sehr freuen, wenn Sie mit ihr Gottesdienst feiern würden!“ Was dann folgte, war mehr als spannend. Der Herr brachte gefühlt alle Kirchenskandale dieser Welt auf die Tapete und schimpfte vor sich hin und mich an: „Das Sie auch so eine sind, ist ja schrecklich!“ Ich war für einen Moment sprachlos und schickte innerlich ein Stoßgebet zum Himmel: „Herr, gib mir die richtigen Worte.“ Noch bevor ich was sagen konnte, meldete sich eine Stimme in meinem Rücken. Ich hatte überhaupt

nicht gemerkt, dass noch jemand in den Raum gekommen war.

Die Stimme sagte: „Das ist nicht so eine! Das sag ich Dir jetzt mal! Die ist nicht schrecklich. Jetzt sei endlich mal still!“ Offensichtlich kannte die Stimme den schimpfenden Mann. Dann weiter: „Die kenne ich schon, seit sie ganz klein war. Lass sie in Ruhe!“

Verdutzt hab ich mich umgedreht und habe direkt in ein Gesicht geguckt, dass ich nur zu gut kannte. Der alte Vater meiner Freundin, der auch im St. Laurentius Stift lebt und den ich schon seit Kindertagen kenne, stand hinter mir und lächelte mich an. Wie oft hatte ich zusammen mit seiner Tochter an seinem Küchentisch gegessen, als er noch jung und ich ein Dreikäsehoch war. Später dann als Jugendliche und schließlich als erwachsene Frau. Jetzt stand er hinter mir und auch zu mir. In diesem Moment musste ich tüchtig schlucken. Er hatte ungefragt für mich Partei ergriffen und sich mit seinen Worten schützend vor mich gestellt. Obwohl er etwas krumm geht, war er war über sich selbst hinausgewachsen. Herrmann, so ist sein Name, hat mich tief beeindruckt. Sein Satz: „Die kenne ich. Lass sie in Ruhe“, lässt mich immer noch nicht los.

Liebe Gemeinde,

wir haben gerade die Schriftlesung von der kanaanäischen Frau gehört. Ich glaube, so einen Menschen hätte diese Frau aus Kanaan auch gebraucht. Sie hätte jemand gebraucht, der sich schützend vor die Namenlose gestellt hätte, als sie sich lauthals schreiend an Jesus wendet. Die Dame hatte nämlich ein wesentlich größeres Problem als ich. Die kleine verbale Attacke hier im Altenheim in Elmpt kann da nicht mithalten.

Das Problem der Frau war ihre kranke Tochter. Ein krankes Kind zu haben, dessen Krankheit nicht wirklich erklärbar war, war zu der damaligen Zeit eine regelrechte Schande. Wer so ein Kind zur Welt brachte, über den redeten die Leute. Hinter vorgehaltener Hand oder ganz offen. Es wurde vermutet, dass böse Geister diese Erkrankung hervorgebracht hatten. Was sonst sollte es wohl sein, außer bösen Geistern, was die Tochter hatte, wenn es keine rationale Erklärung dafür gab. So eine Tochter, so ein Kind, war eine enorme Belastung für die ganze Familie.

Warum nur fallen mir jetzt gerade in diesem Moment unsere Freunde ein, die ein behindertes Kind adoptiert haben?

Weil sie erlebt haben, was diese Frau erleben musste. Keiner wusste wirklich, warum dieser Junge, den sie adoptieren wollten, so krank war. Aber viele wandten sich von ihnen ab und tuschelten hinter ihrem Rücken, über die scheinbare Dummheit, so ein krankes Kind wie ein eigenes zu lieben. Wie oft habe ich erlebt, dass sich unsere Freunde schützend vor ihren Jungen gestellt haben. Die Worte, die ihm fehlten, haben sie in seinem Namen gesprochen.

Und genau das tut auch die kanaanäische Frau hier heute in unserem Predigttext. Sie ist es, die sich wagt als Nicht-Jüdin eine sichtbare Landes- und Standesgrenze zu überschreiten und auch noch zu schreien: **„Ach, Herr, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!“**

Moment mal, wieso: **„Erbarme dich meiner?“** Wir wissen doch schon aus der Lesung, dass es gar nicht um sie selbst geht, sondern um ihr krankes Kind!

Das ist das, was ich meinte, als ich Euch gerade von dem behinderten Sohn unserer Freunde erzählt habe. Da stellt sich eine Mutter stellvertretend vor ihr krankes Kind, das zu Hause bleiben musste und nicht in der Lage war mitzukommen, um für sich selbst zu sprechen.

Die Frau spricht, nein, sie schreit im Namen ihren Kindes, die ganze Not heraus, die ihr Herz und das Herz des Kindes zu zerreißen droht. Diese Frau traut sich was! Da wächst jemand aus Sorge über sich hinaus. Das hätte sie sich eigentlich nicht wagen dürfen. Sie war eine Ungläubige, eine Heidin und damit jemand, der erst einmal ganz weit mit seinen Bedürfnissen hinter denen der Juden zurücktreten musste. Sie musste deshalb zurücktreten, weil der Auftrag zu helfen und zu erretten, den Jesus von seinem Vater bekommen hatte, in erster Linie seinem eigenen Volkes, also dem der Juden galt.

Das ist auch der Grund, warum Jesus zunächst einmal für uns so ganz befremdlich schweigt. Heiden waren zur damaligen Zeit Menschen „zweiter Klasse“. Ihnen galt nicht der erste Blick Gottes, dieser war einzig

(Fortsetzung auf Seite 3)

und allein für sein erwähltes Volk bestimmt. Das gnädige Ansehen aller Menschen sollte erst durch Jesu Tod am Kreuz und durch die Auferstehung erfolgen.

Aber soweit sind wir in diesem Moment geschichtlich noch nicht. Noch lebt und wirkt Jesus Christus und schweigt. Der Sohn Gottes schweigt. Wie sehr muss das dieser Frau weh getan haben? Sie hat ein echtes Problem und sie weiß doch vom Hörensagen, da steht der EINZIGE, der Probleme lösen kann, auch über räumliche Distanzen hinweg. Was soll sie nur tun? Sich abwenden und enttäuscht und beleidigt nach Hause gehen?

Liebe Gemeinde,

wenn sie das getan hätte, wäre uns wahrscheinlich noch sympathischer gewesen als ohnehin schon, nicht wahr?

Die Nummer mit der „beleidigten Leberwurst“ ist uns allen doch nur zu gut bekannt:

„Erst klauste mich mein Schippchen, dann spuckste in mein Eimerchen....ich spiel nicht mehr mit dich!

und dann ab die Post nach Hause! Das haben wir doch schon als Kinder hingekriegt.

Jedenfalls war das bei mir so.

Aber hat sich bei uns im Erwachsenenalter da wirklich was getan? Sind wir erwachsen geworden, auch geistlich? Oder lieben wir immer noch die „Leberwurst“?

Wir bitten Gott um etwas und nichts geschieht. Wir werden lauter und immer geschieht noch nichts. Und dann? Geben wir dann auf und gehen wir beleidigt weg? Oder bleiben wir beharrlich, weil wir genau wissen, mit wem wir es zu tun haben? Nehmen wir uns Zeit, um auf Gottes Hilfe zu warten?

Die Frau aus Kanaan hat sich diese Zeit genommen und wenn man jetzt ganz genau auf den Text achtet, dann entdeckt man etwas Erstaunliches. Da steht: **Da traten die Jünger zu ihm(also zu Jesus), baten ihn und sprachen: „Lass sie doch gehen, denn sie schreit uns nach!“**

„Lass sie doch gehen!“ Jesus ist offensichtlich bei ihr stehengeblieben. Er hat also diese Frau fest im Blick. Ganz anders als seinen Jüngern, ist sie ihm nicht peinlich. Ihre Hartnäckigkeit lässt ihn innehalten, beeindruckt ihn und fordert ihn gleichzeitig heraus. Er redet mit ihr. Er macht ihr unmissverständlich klar, dass sie eigentlich kein Recht darauf hat, von ihm gehört zu werden. Das ist auf den ersten Blick ganz schön verletzend.

Und automatisch denkt man beim Hören: **„Aber jetzt!“** und hält die Luft an. **Jetzt** wird die Frau aus Kanaan endlich die „beleidigte Leberwurst“ spielen und sich auf dem Absatz und zusammen mit ihrem letzten Stolz umdrehen und schnurstracks nach Hause gehen!

Von wegen! Sie macht sogar noch einen Schritt nach vorne, auf Jesus zu und das als Frau und das als Heidin! Sie wirft sich vor Jesus nieder. Mehr Demut geht nicht. Ab in den Staub mit dem eigenen „Ich“ vor dem, dem allein alle Ehre gebührt. Mit der Nase im „Dreck“ und Sand zwischen den Lippen, bettelt sie immer noch: **„Herr, hilf mir!“**

Das muss man erst einmal hinkriegen, im eigenen Leben am Boden zu liegen, das Knirschen des Lebensandes zwischen den Zähnen zu spüren und trotzdem am Gespräch mit Gott festzuhalten und wenn es auch nur elf Buchstaben sind, die man aneinander reiht: **Herr, hilf mir!** Bei solchen Menschen kann Jesus stehen bleiben. Das ist das unverschämte Betteln mit Zukunft von dem die Bibel spricht.

Liebe Gemeinde,

aber es reicht immer noch nicht, um bei Gott Gehör zu finden. Die namenlose Frau bekommt jetzt noch eins auf den Deckel, aber vom Feinsten. Sie wird mit einem Vierbeiner verglichen, einem Hund, einem Wesen, das zwar ein Lebewesen ist, aber damals rechtlich als Sache galt. Also ein Niemand ohne jeden verbrieften Anspruch auf Gerechtigkeit und Hilfe.

(Fortsetzung auf Seite 4)

Ich weiß ja nicht, wie es Euch geht, aber ich möchte jetzt am liebsten in die Geschichte hinein und mich vor die Frau stellen und sagen: „Schluss! Aus! Jetzt reicht es! Was soll sie denn noch tun?“

Wie gut, dass das nicht möglich ist! Das im Nachhinein nichts änderbar ist, denn dann wäre nicht geschehen, was jetzt geschieht und alle Mühe dieser Frau wäre umsonst gewesen.

Ich sehe sie förmlich vor mir, diese Namenlose, wie sie sich vor Jesus demütig beugt und dabei weder ihre Würde, noch ihre Hartnäckigkeit verliert. Sie muss im Namen ihres kranken Kindes sprechen, der sprachlosen Tochter eine Stimme geben, wenn diese Hilfe erfahren soll. Und so bringt sie voller Glauben ein Argument an, dem nichts mehr hinzuzufügen ist: **„Ja, Herr, und doch essen die Hunde den Brosamen, die vom Tisch ihrer Herren fallen.“**

Noch einmal ist tief durchatmen ist angesagt. Ich dachte, kleiner geht es nicht! Noch kleiner kann ein Mensch sich nicht machen!

Doch, diese Frau kann! Sie macht Jesus in aller Demut und doch sehr entschieden deutlich, dass es ausreicht, wenn ER sie nur einen ganz kleinen Teil seiner Liebe und seiner Macht sehen lässt. Sie möchte ja niemand etwas wegnehmen, das ihr nicht zusteht, denn sie weiß ja um ihre gesellschaftliche Stellung als Nichtjüdin. Sie weiß, dass sie eigentlich ein „Nichts“ ist, mit keinerlei Ansprüchen. Aber sie bleibt am Ball. Das, was sie erreichen möchte, ist ihr zu wichtig. Sie redet weiter mit Jesus und beweist damit, dass man auch am Boden liegend noch Erfolg haben kann, wenn man glaubt.

Im Leben am Boden zu liegen, kann auch „erden“, **auch wenn oder besser gerade wenn**, dabei spitze Steine im Sand des Lebens ins eigene Fleisch drücken. Das muss man erst einmal schaffen auszuhalten. Das ist nicht einfach. Aber je länger diese Frau aus Kanaan am Boden liegt, je mehr die Steine drücken, desto mehr scheint ihr Glaube zu wachsen, weil sie nicht aufhört, trotzdem mit dem Sohn Gottes zu sprechen. Die Stärke, die ihr daraus erwächst, macht sie selbst stark.

Dieser Stärke im Glauben kann auch Jesus nicht widerstehen. Er macht das Kind der Bittenden über alle Grenzen und Konventionen hinweg gesund. Und beweist damit: Gottes Liebe zu uns Menschen ist grenzenlos und für jeden da.

Liebe Gemeinde,

mich hat die Geschichte der kanaänischen Frau sehr beeindruckt. Wie geht es Euch damit? Was meint Ihr dazu?.....

Also, wenn mich nicht alles täuscht, dann sitzt Hiltrud ganz hibbelig auf ihrem Stuhl und das liegt bestimmt nicht daran, dass sie Kaffee-Durst hat. Auch bei Veronica sehe ich dieselben Symptome. Ich vermutete mal, die beiden haben etwas auf dem Herzen. Na, dann legt mal los, Ihr zwei:

Hiltrud sagt stehend zur Gemeinde gewandt:

Das ist eine faszinierende Geschichte. Das unterwürfige Verhalten der Frau und die schroffe Art Jesu ärgern mich zunächst. Aber letztlich fasst die Frau Mut. Ihre Hartnäckigkeit, das kluge Argumentieren und auch der Gang des unteren Weges führen zum Ziel. In allem behält sie einen klaren Kopf. Jesus zeigt für mich hier seine wahre Größe.

Veronika steht auf und sagt:

Mich bewegt der Gedanke, dass auch wir über unsere Begrenzungen hinauswachsen können, dass Gottes Güte groß genug ist für uns alle. Egal, wo wir herkommen und welche Nationalität wir haben. Das schließt aber auch ein, immer wieder neu loszugehen in dem Vertrauen, dass Gott uns die nötige Kraft, Mut, Energie und Ressourcen für die Schritte, die wir zu tun haben, geben wird. So schafft man dann, auch über sich hinauszuwachsen.

Beide setzen sich wieder.

Liebe Gemeinde,

(Fortsetzung auf Seite 5)

Ja, da geb ich den beiden recht. Mutig über sich hinauszuwachsen, kann man aber nur, wenn man in seinem Leben auch das hat, was dieses tüten-artige Gefäß hier vorne neben dem Altar hat: Drei Eckpunkte.

Drei Eckpunkte müssen unser Leben, Reden und Handel umrahmen: **Der Vater, der Sohn und der Heilige Geist.**

Der dreieinige Gott ist die Kraft, die es möglich macht, in jeder Lebenslage und sei sie auch noch so dicht am Boden, geerdet geistliches Wachstum und einen gestärkten Glauben zu erfahren.

Für Glauben braucht man keinen „Grünen Daumen“. Glauben kann man sich schenken lassen, in dem man auf Jesus zugeht, ihn ganz beharrlich bittet und auch bereit ist, vor ihm auf die Knie zu gehen. Das macht mutig zum Leben und zum Reden und schafft, dass man über sich selbst hinauswächst, so wie dieser Bambus hier.

Etage für Etage strebt er gradlinige himmelwärts mit fest verankerten Wurzeln. Die Stürme des Lebens biegen ihn zwar bis zur Erde, aber sie schaffen es nicht, dass er daran zerbricht.

Auch wir, als *Gottes-Kinder*, werden so bewahrt himmelwärts wachsen, weil wir jemand haben, der sich vor uns stellt, wenn die Stürme des Lebens kommen. Jesus Christus. Er wird im passenden Moment und bevor wir zerbrechen können, kraftvoll sagen: „**Die kenne ich. Lasst sie in Ruhe!**“

Amen

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen